

Liebe Gemeinde,

da steht er, sehr weit weg, Johannes der Täufer, zwei Jahrtausende von uns entfernt, genau im Jahr 28 nach Christi Geburt, wenn wir der Zeitangabe trauen dürfen, die wir eben von Christel Deuper gehört haben.

Zwischen ihm und mir liegen die Jahre der Christenverfolgungen, in denen die Jesusjünger von Löwen zerrissen wurden und Tausende schauten zu, jubelten, grölten.

Zwischen mir und ihm liegen die Jahre, in denen die Christen dann selber an die Macht kamen, beteten, töteten und eroberten. Jahre, in denen Soldaten mit dem Spruch „Gott mit uns“ auf den Schlachtfeldern dieser Welt töteten und getötet wurden, mit Feuer und Gewehrkolbenschlägen, mit Giftgas und mit Kugeln.

Johannes war im Jahr 28. n. Chr. überzeugt davon: Bald ist das alles hier zu Ende. Kein Streit, keine Gewalt mehr. Und er irrte, er irrte gewaltig. Das Gegenteil kam.

Über diesen Graben an Zeit und Gewalt versuche ich ihn zu hören, was er sagt. Aber ich verstehe ihn kaum. Er ist zu weit entfernt.

Zeitlich. Und auch räumlich.

In der jüdischen Wüste zwischen Jerusalem und dem Toten Meer, steht er und predigt, in einer der trockensten Gegenden der Welt. Kein Baum, der Schatten spendet, kein Stuhl um sich zu setzen, nur Steine, Geröll und eine erbarmungslos sengende Sonne.

Welten entfernt von unserem wohltemperierten Kirchraum hier, 18 Grad, damit auch keiner sich beschwert.

Bequeme Stühle statt staubiger Felsbrocken. Angenehme Kirchenmusik statt dem Zirpen der Zikaden.

Und hier vorne? Stehe ich. Predige. Jeden Sonntag wieder. Rede von der Liebe und der Vergebung. Von Erwartung und Hoffnung. Versuche zu verbinden, jede Wunde, jeden Schmerz, jede Trennung zu sehen und zu überwinden.

Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich und **prediget** ihr, dass ihre Knechtschaft ein Ende hat, dass ihre Schuld vergeben ist.

Das wäre ein schöner Text für heute. Jesaja. Über den könnte ich gut predigen. Trösten, zuhören, freundlich sein.

Aber da draußen, weit entfernt, räumlich, zeitlich, brüllt sich einer, der Johannes heißt, die Seele aus dem Leib. Redet gewaltig und gewalttätig, wie ich es mich nie trauen würde: Ihr Schlangenbrut, wer hat denn euch gewiss gemacht, dass ihr dem künftigen Zorn entrinnen werdet? 8 Seht zu, bringt rechtschaffene Früchte der Buße; und nehmt euch nicht vor zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. 9 Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

Ein Text, der die Harmonie, das Vergeben und Vergessen und Verdrängen zerreißt. Eine Predigt mit der Axt. Die die schöne Adventsstimmung zerstört. Und die in mir eine Sehnsucht weckt. Eine gefährliche Sehnsucht, vielleicht, aber vielleicht auch eine notwendige:

Die Sehnsucht nach klaren Worten, die das Gehäcke und das kleingeistige Beleidigtsein und das selbstsüchtige Gerede unterbrechen.

Eine Sehnsucht nach Worten, die Großes groß nennen und Kleines klein. Die nicht Rücksicht nehmen auf den oder die oder den. Die sich nicht von den Gefühlen kidnappen lassen.

Am Freitag wurde das „Wort des Jahres“ gekürt: postfaktisch. Kannte ich bisher nicht. Aber die Sache, die es bezeichnet, kenne ich allzu gut: Dass es gar nichts mehr bringt, auf die Tatsachen zu verweisen, weil Gefühle und Vorurteile unendlich schwerer zu wiegen scheinen als Fakten: Im US-Wahlkampf, bei der Diskussion um den Brexit, aber auch bei Streitereien und Diskussionen hier bei uns in der Gemeinde.

Denn das ist wirklich neu: Da werden lauthals Lügen verbreitet, von Nigel Farage, Donald Trump, von Norbert Hofer, und von so vielen anderen, und alle wissen: Das sind Lügen. Aber keiner sagt: Das sind Lügen. Denn die Lüge passt doch so viel besser zum eigenen Gefühl. Eine Karte gibt es derzeit in Papeterien zu kaufen, die bringt es auf den Punkt: Du hast Recht, aber meine Meinung gefällt mir besser.

Aber die Lüge entrechtet andere, sie frisst um sich, und zuletzt hinterlässt sie - verbrannte Erde.

Und darum sehne ich mich nach Worten, die frei sind von Schleimerei und ängstlicher Rücksichtnahme auf das Ressentiment anderer.

Ich sehne mich nach Worten, die klar sind wie Wasser, das aus der Erde hervorsprudelt, kraftvoll und durch nichts in der Welt zurückzuhalten.

Aber um mich herum nur Steine, Felsspalten, verbrannte Erde. Eine Welt, die in den letzten zweitausend Jahren nicht mutiger und friedlicher geworden ist, sondern im Gegenteil rücksichtsloser und brutaler.

Eine Welt, in der nur gut 600 Kilometer von dieser jüdischen Wüste entfernt in Aleppo in diesem Augenblick Assad, Seit an Seit mit Putin, mit einem Dauerbombardement eine Millionenstadt ausradiert und mit ihr Frauen, Männer, Kinder. Eine Welt, in der sich Europa vor den Schutzsuchenden aus Syrien und so vielen anderen kriegszerfressenen Ländern meint **schützen** zu müssen mit zwielichtigen Diktatoren-Deals und Zäunen, Mauern und tiefen Gräben.

Eine Welt schließlich, in der Misstrauen und Wut sich einfressen in unser alltägliches Miteinander, in Mails und Gespräche.

In der es einfacher ist, übereinander zu reden als miteinander. Sich lieber in seinen Vorurteilen bestätigt als genau hinzuschauen.

Die jüdische Wüste, unwirtlich und knochentrocken, sie ist ein gutes Bild für die Welt, in der wir leben.

Und die Sehnsucht nach Leben, nach Wasser in dieser Dürre, ich teile sie mit Johannes, der dort steht in der Wüste, weit entfernt.

Und dann höre ich: Johannes wurde „der Täufer“ genannt. Und wer tauft, hat Wasser. Einer fragt im Predigttext für heute, wir hören von einem Zöllner, der sich taufen lassen will, mitten in der Wüste. Wie soll das denn gehen? Wo kommt das Wasser her, in der Wüste? Und ich begeben mich auf die Suche nach diesem Wasser.

Und ich lese im Lexikon Wikipedia:

Eine Studie der Hebräischen Universität Jerusalem hat festgestellt, dass es ein unterirdisches Wasserreservoir unter der Judäischen Wüste gibt. Der Grundwasserleiter beginnt in den judäischen Bergen und fließt in nordöstlicher Richtung auf das Tote Meer zu. Der Grundwasserleiter hat ein durchschnittliches Jahresvolumen von rund 100 Millionen Kubikmeter Wasser.

Was für ein Bild: Tief unter der Wüste, lebensfeindlich und bedrohlich, fließt das Wasser, in unvorstellbaren Mengen. Wir können es nicht sehen, wir ahnen nicht einmal, dass da etwas ist unter all der verbrannten Erde. Wir müssen graben und bohren und suchen. Und dann werden wir eine Quelle finden. An manchen Stellen, gut versteckt, dringt das Wasser an die Oberfläche, macht aus der Wüste einen Ort, an dem Leben möglich ist.

Und darum grabe ich weiter, jeden Sonntag und Werktag natürlich auch, suche Worte zu finden, für das, was mich umtreibt, für das, was nicht in Ordnung ist, bei uns hier in Osnabrück, in Deutschland, im Kreml, dem Weißen Haus oder meinetwegen auch in Hinterindien. Predige. Mal mit der Axt und dem Vorschlaghammer, mal mit feinerem Operationsbesteck. Bin auf der Suche wie ein Wünschelrutengänger nach den Kraftquellen unseres Lebens. Wir finden sie hier...

Auf einem Gemälde ist Johannes mal mit einem überlangen Zeigefinger dargestellt worden. Der Finger weist auf Jesus hin: Da geht es lang, das ist der Weg, den ihr gehen sollt. Diesen Zeigefinger wünsche ich mir auch. Nicht oberlehrerhaft nach oben ausgestreckt, sondern nach vorne weisend: Da lang!

Und kenn ich den Weg auch nicht, Johannes weist ihn mit Worten, Jesus weist ihn mit seinem Leben:

Wer zwei Hemden hat, der gebe dem, der keines hat!

Fordert nicht mehr, als euch vorgeschrieben ist!

Tut niemandem Gewalt oder Unrecht!

Ich bin mir sicher: Wenn wir uns daran halten, wenn wir Worte finden, klar und genau, was dran ist, dann werden wir den Weg finden, der uns zum Leben führt, der aus Wüsten Gärten macht.

Amen